

Was heißt und zu welchem Ende
studiert man Geschichte
des 20. Jahrhunderts?

Herausgegeben von Norbert Frei

Wallstein Verlag

Sigrid Weigel

Die Sprache des Unbewussten

Pathosformeln der Gedächtnisgeschichte

Das Konzept der Gedächtnisgeschichte hat nicht zufällig in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sein Profil gewonnen, antworten deren Grundannahmen doch auf die Einsicht, dass Untersuchungen zum Geschichtsbeusstsein auch die Wirkungen und Ausdrucksformen des Unbewussten in Betracht ziehen müssen. Zu deutlich ist in den Berichten zum Zweiten Weltkrieg die Stimme der Affekte vernehmbar, zu sichtbar sind die Spuren von Verdrängtem und die Symptome traumatischer Erinnerungen. Und allzu offensichtlich berühren die Verwerfungen der Historikerdebatten und die Heftigkeit öffentlicher Kontroversen um die Bewertung einzelner historischer Ereignisse des 20. Jahrhunderts die Nachwirkungen individueller oder kollektiver Verwicklungen. Die Gedächtnisgeschichte reagiert auf das Wissen, dass die Bilder der Vergangenheit nicht »überliefert« werden, sondern Teil transgenerationaler Übertragungen sind, an denen die Arbeit und die Sprache des Unbewussten immer schon beteiligt sind: »Erinnerungsspuren an das Erleben früherer Generationen« (Sigmund Freud). Nicht nur ist das Bild der Vergangenheit ein Produkt der Erinnerung, auch arbeitet das Gedächtnis weiter an diesen Bildern der Geschichte. Für das Gedächtnis ist das Vergangene weder vergangen noch abgeschlossen.

Mit dem Konzept der Gedächtnisgeschichte hat die Geschichtswissenschaft sich aber eine unbequeme, wenn nicht unliebsame Verwandte ins Haus geholt, die Psychoanalyse. Denn seit Sigmund Freuds psychoanalytischer Rekonzeptualisierung des Gedächtnisses ist dieses nicht mehr ohne Aufmerksamkeit für die zahlreichen Phänomene und Ausdrucksweisen des Unbewussten, nicht ohne die Dialektik von Bewusstsein und den Dauerspuren des Unbewussten zu denken, gemäß der Freudschen These, »das Bewusstsein entstehe an Stelle der Erinnerungsspuren«. Selbst die heutige Hirnforschung und Neurologie hat jüngst die Relevanz unbewusster, unwillkürlicher und emotionaler Aspekte des Denkens entdeckt. Das Gedächtnis als Produzent der Vergangenheit in Anschlag zu bringen, bedeutet für die Geschichtswissenschaft folgerichtig, dass auch die Historiker selbst in diese Dynamik hineingezogen werden. Wenn der Umgang mit der Vergangenheit Teil des kulturellen Gedächtnisses ist, dann ist auch die Disziplin selbst in das transgenerationale Geschehen mit Namen Gedächtnisgeschichte eingebunden. Insofern hat sich das Fach damit durchaus auch einen unheimlichen Part eingehandelt. Der Gewinn aus dem Zugewinn der epistemologischen Perspektiven des Gedächtnisses ist allerdings nicht zu unterschätzen. Mit deren Hilfe richtet



sich der Blick auf die Erinnerungen als Spur von Affekten, in der sich die Bilder der Vergangenheit formieren und zu Figuren, Topoi und Symbolen verdichten.

Aby Warburgs Konzept der Pathosformel

Um solche Bilder zu beschreiben und zu deuten, möchte ich auf das Konzept der Pathosformel zurückgreifen, das der Kulturwissenschaftler Aby Warburg zu Beginn des 20. Jahrhunderts für das Studium des europäischen Bildgedächtnisses eingeführt hat. Das Kompositum aus Pathos und Formel fasst nämlich sehr gut den Status von bildersprachlich geronnenen Formeln, in denen sich Leidenschaften verdichtet haben, – insbesondere weil das griechische Wort *pathos* die Mehrdeutigkeit von (Er-)Leiden und Leidenschaft vergegenwärtigt. Denn Erinnerungen an und von Leiden sind zumeist leidenschaftliche Erinnerungen, die gegenüber Aufklärung oder besserem Wissen resistent sind und trotz – oder besser gesagt: unterhalb – späterer Einsichten fortleben. Als bildersprachlich verdichtete Ausdrucksformen der Erinnerung sind Pathosformeln damit die symbolische Form der Gedächtnisgeschichte.

Das Konzept der Pathosformel wurde von Warburg am Übergang von einer kunstgeschichtlichen zu einer kulturwissenschaftlichen Betrachtungsweise um 1900 eingeführt. Es meint bildlich tradierte Ausdrucksgebärden, die gleichsam ein Repertoire von »Engrammen leidenschaftlicher Erfahrung« (Aby Warburg) im kulturellen Gedächtnis darstellen. Insofern stand sein Vorhaben eines großen Bilderatlasses der Pathosformeln, in dem er in den zwanziger Jahren Tafeln mit Bildern zu einzelnen Ausdrucksgebärden versammelt hat, auch unter dem Titel *Mnemosyne*. Eingeführt hat er das Konzept der Pathosformel im Zusammenhang seiner Studien zum »Nachleben der Antike in der Renaissance«, um jene erregten Gebärden in der bildenden Kunst zu bezeichnen, die er als eine aus der Antike stammende Ausdrucksweise gesteigerter Affekte deutet.

Ob Warburg von wildbewegten Figuren, von gesteigerten körperlichen und seelischen Bewegungsmotiven oder von Dynamogrammen spricht – immer geht es um

Ausdrucksgebärden, um Formeln einer kulturell geformten Sprache der *pathé* in den körperlichen Bewegungsbildern der darstellenden Künste, die von nachfolgenden Generationen zitiert oder aktualisiert werden: die Pathosformel gleichsam als Erinnerungsbild von – äußerlicher und innerlicher, körperlicher und psychischer – Bewegtheit, das als Medium eines affektiv konnotierten kulturellen Gedächtnisses begriffen wird. Für die Bedeutung der Pathosformeln ist die gedächtnistheoretische Grundlage von Warburgs Kulturwissenschaft relevant, in deren Zentrum die Figur des Nachlebens steht. Sie beschreibt das Fortwirken der *pathé* vergangener Ereignisse in den Erinnerungsspuren, – auch in den Erinnerungsspuren der Nachgeborenen oder späterer Generationen.

Das erste Studienfeld Aby Warburgs war das Nachleben von erregten Gebärden und bewegten Gewändern aus der antiken Bildrhetorik in Gemälden aus der Re-

■
»Erinnerungen an und von Leiden sind zumeist
leidenschaftliche Erinnerungen, die gegenüber
Aufklärung resistent sind.«
■

naissance, die er in seiner Dissertation *Sandro Botticellis Geburt der Venus und Frühling* (1893) untersucht hat. Die Künstler des *Quattrocento* fanden, so Warburg, in den Ausdrucksgebärden der Antike eine Ausdrucksmöglichkeit für solche Erregungen, für die ihre eigene, christlich dominierte Kultur keine angemessene Sprache bereithielt. Insofern impliziert die Kategorie der Pathosformel immer auch eine Wiederbelebung von Topoi und Ausdrucksformen aus vergangenen Kulturschichten. Vor allem aber wird damit das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart nicht als chronologisches oder zeitliches begriffen, sondern als symbolisches oder bildliches, hervorgebracht nicht allein vom *homo sapiens*, sondern auch vom menschlichen Subjekt als einem affektiven und rituellen Wesen. Und bildlich lassen sich Pathosformeln weder auf materielle noch geistige Bilder reduzieren, sie bezeichnen vielmehr eine Konstellation, in der »die Welt mit ›Figuren des Wissens« (W.J.T. Mitchell) zusammengehalten wird

beziehungsweise in der »das Gewesene mit dem Jetzt« (Walter Benjamin) zusammentritt.

Das Konzept der Pathosformel ist nicht nur für das visuelle, sondern auch für das sprachliche Bildgedächtnis geeignet. Im (verbal-)sprachlichen Register wird die Aufmerksamkeit damit auf affektiv aufgeladene sprachliche Erinnerungsformeln gelenkt. Ohnehin ist Warburgs Konzept aus einer Übertragung von Theoremen aus der Rhetorik, die seit der Antike unter anderem affekttheoretisch argumentiert, auf bildliche Ausdrucksgebärden hervorgegangen. So hat er die Pathosformeln auch als »wandernde antike Superlative der Gebärdensprache« und als »eingewanderte antikische Rhetoriker« bezeichnet und damit explizit auf deren Herkunft aus dem Register der Rhetorik angespielt. Auch hat er seine Untersuchungen zum Nachleben in vielen Studien auf die Register von »Wort und Bild« ausgedehnt.

Das Nachleben des Zweiten Weltkriegs in Deutschland

Als Pathosformeln der Gedächtnisgeschichte möchte ich hier vor allem solche sprachlichen Formeln verstehen, die in den kontroversen Debatten in der Nachgeschichte des Zweiten Weltkriegs in Deutschland eine dominante Rolle gespielt haben und immer wieder spielen. Deren Allgegenwart und Formelhaftigkeit lässt die gebräuchliche Unterscheidung zwischen sozialem, kommunikativem und kulturellem Gedächtnis als obsolet erscheinen. Denn die Pathosformeln sind Symptome nachwirkender Spuren des Unbewussten, die in allen Modi des Gedächtnisses zirkulieren und die verschiedenen Diskurse und Öffentlichkeiten – im Medium einer Sprache des Unbewussten – miteinander verbinden.

Die Bedeutung und Wirkungsweise solcher Pathosformeln für das Nachleben des Zweiten Weltkrieges im deutschen Nachkriegsgedächtnis kann im Rahmen dieser knappen Ausführungen nur angedeutet werden. Zu solchen Pathosformeln zählen zum Beispiel: die als Doppeltgänger auftretenden Begriffe »Scham und Schuld«, der Topos von der »Unsagbarkeit«, die Metaphern des Wiedergutmachungsdiskurses, insbesondere der Zusammenhang

von Schuld und Schulden, die Beschwörung einer »Unbefangenheit« im Umgang »der Deutschen« mit »den Juden«, der Generationsdiskurs mit der äußerst dehnbaren Einheit »zweite Generation«, die Medienfigur des »Augenzeugen« oder »Zeitzeugen«, die Argumentation mit Zahlen, mit Vergleichen (von Verbrechen, Opfern oder Leiden) oder mit Maßen, etwa in der Rede vom »Übermaß« des Erinnerns, sowie Sprachformeln des Imperativs wie beispielsweise »Nie wieder ...« oder »Was wir niemals vergessen dürfen«.

Am Beispiel der Formel »Scham und Schuld« soll im Folgenden die Bedeutung einer Pathosformel im deutschen Gedächtnisdiskurs des Zweiten Weltkriegs exemplarisch erörtert werden. Zunächst ist bemerkenswert, welche Kontinuität die Wendung aufweist. Sie reicht von der Schulddebatte in den ersten Nachkriegsjahren bis in die jüngsten Kontroversen um eine »angemessene« Erinnerung, wo sie im Fahrwasser von Martin Walsers Paulskirchen-Rede noch einmal eine enorme Popularität erlangte. Wenn die Auseinandersetzung mit der Schuldfrage, die doch eine genaue historische Recherche über einzelne Akteure und spezifische Verbrechen, über die Verwicklung von Mitläufern, über differenzierte Möglichkeitsbedingungen und Grenzfälle von Wissen, über Verursachung und Verantwortung und Ähnliches erforderte, mit dem Wort Scham verknüpft wird, dann wird die Schuldfrage dadurch von der Aura eines unbestimmten Gefühls umhüllt. Denn mit Scham und Beschämung sind Gefühle benannt, die auf einen Zustand der Unschuld oder auf eine als Norm betrachtete Reinheit anspielen, nämlich auf einen Begriff von Unschuld, in dem sich Momente von Wissen und Sexualität mischen.

Die Pathosformel »Schuld und Scham«

Die Scham bezeichnet ein negativ beziehungsweise mit Unlust besetztes Empfinden, das sich auf eine undefinierbare Schuld oder auf ein unwillentliches Versagen bezieht – und auf die verlorene Unschuld. Vor allem: Scham verlangt nicht nach Aufklärung, sondern danach, bedeckt zu werden. Denn es handelt sich um ein Gefühl, das – ob es mit Kindheit oder Blöße assoziiert wird – immer mit den

Augen einer (missbilligenden oder strafenden) Autorität rechnet. Wenn diese Autorität in der Gestalt eines »inneren Auges« internalisiert ist, trägt sie den Titel des Gewissens. Mit der Scham macht sich also eine Stimme bemerkbar, die von jenem inneren Forum herrührt, dessen Genese Paolo Prodi in seiner *Geschichte der Gerechtigkeit* als Abspaltung von den Instanzen des Rechts im Laufe der abendländischen Kulturgeschichte und als Produkt der Säkularisierung beschrieben hat.

Der Ausdruck von Scham zitiert die Geste des ersten Menschenpaares in der Szene der Vertreibung aus dem Paradies, nachdem es vom Baum der Erkenntnis gegessen hat und ihm seine Nacktheit bewusst geworden ist. Mit dem Wort Scham werden unwillkürlich Erinnerungen der individuellen Kindheit ebenso wie Bilder aus dem europäischen Bildgedächtnis vergegenwärtigt. Man denke etwa an die Gebärden der Stammeltern der menschlichen Geschichte auf Masaccios berühmten Fresko in der Brancacci-Kapelle von S. Maria del Carmine in Florenz: in gebeugter Haltung Adam, der sich die Hände vor die Augen schlägt, neben Eva, deren linke Hand ihre Scham bedeckt, während ihre rechte zur Brust geführt ist, dorthin, wo das Herz sitzt. Es ist eine Geste, die mit dem zurückgeworfenen Kopf, dem aufgerissenen Mund und den verschlossenen Augen korrespondiert, das Bild eines erstickten Schreis beziehungsweise eine Klagegeste, die das eigene Leid nicht als Strafe für die Übertretung des Verbots zu erkennen und anzuerkennen vermag. Die Ikonographie dieser Szene, in der seine Gebärde, zwischen Nicht-wissen-wollen und Nicht-glauben-können schwebend, mit ihrer Gebärde, Scham und Klage zugleich ausdrückend, kombiniert ist, erscheint wie eine genaue Vorlage für jene Scham, die sich dem Begriff der Schuld im deutschen Gedächtnisdiskurs nach 1945 als Doppelgänger an die Fersen geheftet hat. Solange der Schulddiskurs nicht aus ihrem Schatten heraus tritt, werden die konkreten historischen Schuldzusammenhänge nicht – schamlos – analysiert werden können.

Das Nachleben dieser biblischen Gebärde im Gedächtnisdiskurs zum Nationalsozialismus, zu Krieg und Shoah, blockiert die Erkenntnis, mehr noch das Wissenwollen um die Schuld. In der Pathosformel »Scham und Schuld« verharren die Erinnerungen auf der Schwelle zwischen

verlorenem Paradies und historischem Schuldzusammenhang. Im Verbund mit der Scham wird die Schuld in die Sphäre einer natürlichen beziehungsweise kreatürlichen Schuld zurückprojiziert – und auf diese Weise mythisiert –, in dem Sinne, wie Roland Barthes in *Mythen des Alltags* (1957, dt. 1964) die Wirkungsweise moderner Mythen beschrieben hat: als Rückverwandlung von Geschichte in Natur. Durch den Ausdruck der Scham verwandelt sich der Zivilisationsbruch des Holocaust in einen Sündenfall.

Insofern im Ausdruck der Scham die Szene einer Vertreibung aus dem Paradies nachlebt, könnte aber in derjenigen Geste, mit der die Urheberhaftung von Schuld zurückgewiesen und in kreatürliches Leid verwandelt wird, noch ein ganz anderer – unbewusster – Ausdruck eingeschlossen sein, eingeschlossen im Sinne von enthalten und verschlossen: die Klage nämlich über die Vertreibung aus einem Reich, das den Deutschen als Paradies

■
»Durch den Ausdruck der Scham verwandelt
sich der Zivilisationsbruch des Holocaust
in einen Sündenfall.«
■

versprochen worden war. So gesehen, korrespondierte die Pathosformel der Scham mit jener *Unfähigkeit zu trauern* (1967), die Alexander und Margarete Mitscherlich analysiert haben, und zwar als Versäumnis der Deutschen, sich nach dem Ende des Dritten Reiches mit dem Verlust eines idealisierten Führer-Bildes auseinanderzusetzen, um dieses Ideal-Ich von sich abtrennen zu können. Und die Tatsache, dass der Titel von Mitscherlichs Buch seither zumeist fehl gelesen wird und als beliebte Formel für eine ganz andere Unfähigkeit kursiert, als Formel nämlich für eine Unfähigkeit, die Opfer zu betrauern, belegt die Fortsetzung dieses Versäumnisses in einer weiteren beliebten Pathosgebärde, in der Identifikation der Nachkommen der Täter mit den Opfern.

Das Zitat der biblischen Geste im Begriff der Scham stellt die Schuld in den Zusammenhang einer »Erbsünde« und verstellt damit die Arbeit an einem Reflexionsraum historischer Subjekte. Die Scham führt dazu, dass die

historische Schuld im Bild des Sündenfalls erscheint, der durch den biblischen Sündenfall präfiguriert wird. Es ist für Pathosformeln nicht unüblich, dass in ihnen religiös konnotierte Ausdrucksgebärden vergegenwärtigt und wiederbelebt werden. Nicht nur deshalb war für Aby Warburg die Berücksichtigung religionsgeschichtlicher Zusammenhänge ein wesentlicher erkenntnistheoretischer Schritt am Übergang von konventionellen fachwissenschaftlichen Methoden zu einer kulturwissenschaftlichen Betrachtungsweise. So haben die »ersten Kulturwissenschaften« um 1900 die Religionsgeschichte beerbt, indem sie sich für jene Rituale, Sprachen, Symbole und Denkformen interessiert haben, die zuvor von den Religionskulturen beansprucht wurden, nun allerdings unter Verzicht auf einen theologischen Deutungs- und Dogmenanspruch.

Insofern steht auch die Sprache des Unbewussten als Gegenstand einer psychoanalytisch informierten Gedächtnisgeschichte in einer Nachfolge zu jenem Register, für das traditionell die Institute von Beichte und Geständnis die Deutungs- und Behandlungshoheit beanspruchen. Die Scham ist also Überbleibsel einer vorsäkularen Kultur, – eine Form des Nachleben aus dem Stande der »Unschuld«, Unschuld im Sinne von Un-Wissenheit in mehrfacher Perspektive: individual- und kulturgeschichtlich, onto- und phylogenetisch. In Warburgs Aufzeichnung findet sich auch die Formulierung »Überbleibsel« als Bezeichnung für das Nachleben von Denk- und Ausdrucksformen vorausgegangener Kulturen.

Sigrid Weigel, geboren 1950 in Hamburg, ist Direktorin des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung in Berlin. Sie beschäftigt sich unter anderem mit der Nachgeschichte des Holocaust, Gedächtnistheorien, deutsch-jüdischen Autoren und der Kulturgeschichte des Wissens. Zuletzt erschien von ihr *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaft* (Fink 2006).